

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische neueste Nachrichten. 1946-1950 1946

124 (24.12.1946) [Nr. 124/125]

ember 194
n
en Künstle
Strome an
zu dem sic
cher und an
n. So komm
stellung od
daß alle ve
von abend
Theatervor
eiche folge
daß sämtl
erkauft sin
mindesten
gehörigen d
gegenseit
erlei gesell
ng und Be
d Deutsche
arbitlungen
en Gescheh
chester, die
ter Leitun
Lessing
ne Mischung
ik, von leb
positionen
Schauspiele
neben dem
vor allen
Schaffens
nt über die
ein respec
r Verkehre
ft ein sehr
ilte.
abaret, Va
nzi gebort
ständig lict
Frankreich
nimmt, kam
ien, sei es
des Tanzes
Musik, die
vom Film
deutschland
en Flucht
Reihe fol
helsnd. Die
rührig und
und künst
gebrachte
noch eine
erhaltungs
der Raum
Wir fürch
tag kommt
i ein Ende
rminst selb
u erleiden
ann Winter
US - WB - M
rdtfeper mit
sche Allge
diendet Brit
Nach-Büro
Nachung nicht
übernommen
wieder dal
sprach Ma
c. Nährst.
c. Diemer &
Führ, Ph.
April 1947,
dul 10. 2.
halierte
Catalog von
Interessent
be. Brief
G. m. b. H.
III Aukt.
se od. Zah
Zahlungen
Zahlungsver
ind-Verech.
R. Albrecht
i. Flugplatz
erjerten.
lasse i. In
Gewerbe u
die be
nachschwe
Norden
0 Prämie u
vina) ist d
a der an
nenden i.
inreich.
deslotterie.
Loprotre
en. 1/2 12.
1/5 15 RM.
-R. über
und, Siche
(10)
Messe
en. 250 g
Erlöse
tel Hippal
el Milch.
stew
kowitz 1/2
Mälzlo
rher erst
werden.
-Immer
illen eta
bitten zu
g Nähr
ball ma
Lalffocken
ur flecht
Wasser
Bier sta
en. In der
Ja. Könn
Winterver
erwaschen
n. sverzi.
die Bier
ig gemü
schmack
hen OVO
Ham i.
t. a. M.
a
hriftsleite
a. suw
15. Khe.
Tel. 4556
16-16
techtbl.
Verst.
menssch.
Stroze.
Finanz.
r. Kbe.
el. 2574.
m (Dis
i. Dipl.
r. u. ge
1977 B.
u verm.
Pörzhet
kasse ru
6527.
1 fertigt
N.N.
08. bei
eral. in
1 INN.



BADISCHE



NEUESTE NACHRICHTEN

Verlag: Badendruck GmbH.
Karlruhe a. Rh., Lamstraße 1b-3, Tel. 4051/53.
Erscheinungsw. 3mal wöch., Ausgaben f. Karlr.
ruhe, Rhe-Land, Pforzheim (Eberstr. 18) u.
für Bruchsal, Friedrichstr., Kaufhaus Schardt.

1. Jahrgang

Karlruhe, Dienstag, 24. Dezember 1946

Nummer 124/125

Einzelverkaufspreis 20 Pfg.
Monat. Bezugspreis RM 2.20., durch die Post
bezogen RM 2.60. zuzügl. RM 0.36 Zustellgeböhr.
Anzeigenpr. Die 10sp. Nonp.-Zeile RM 2.-
Ausg. Pforzheim RM 1.-. Anz. d. Hölzer.

Funkmeldungen:

Aus aller Welt

New York. Die Exekutivkomitees der Sozialistischen Vereinigung und der Sozialistischen Partei in den USA werden demnächst in einer gemeinsamen Konferenz die Schaffung einer einheitlichen sozialistischen Bewegung in den USA besprechen. Die Sozialdemokratische Vereinigung wird von Lee Algon geleitet. Leiter der Sozialistischen Partei ist Norman Thomas. (dana-OANS)

New York. Die protestantische Episcopalkirche in den USA beabsichtigt, im Jahre 1947 eine Million Dollar für internationale Hilfeleistungen zu spenden. (dana-OANS)

Washington. Der italienische Ministerpräsident de Gasperi hat die Einladung der amerikanischen Regierung zum Besuch der USA angenommen und wird voraussichtlich Anfang Januar in Washington eintreffen.

Washington. Der amerikan. Außenminister Byrnes ernannte am 20. d. Mts. Botschafter Robert D. Murphy zu seinem Stellvertreter bei den vorbereitenden Besprechungen über den Friedensvertragsentwurf für Deutschland. (dana INS)

Washington. Präsident Truman ernannte am 19. Dezember eine aus neun Personen bestehende Kommission, die die Frage der Einführung eines militärischen Trainings für die Jugend untersuchen soll. (dana)

Prag. Generalissimus Stalin wurde am 21. Dez. zum Ehrenbürger Prags ernannt. (dana)

Wien. Die britischen Besatzungstruppen in Wien werden 30 000 der ärmsten Wiener Kinder zu Weihnachtsgeldern einladen. Ähnliche Feiern finden in allen Städten der britischen Zone Oesterreichs statt. (dana)

Budapest. Der ungarische Außenminister erklärte am 22. d. Mts. solange die Tschechoslowakei fortfähre, ungarische Staatsangehörige aus der Slowakei zu deportieren, würde das Abkommen über den Mindestlohnabtausch zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn außer Kraft gesetzt werden. (dana-Reut)

Letzte Neuigkeiten

Deutscher Friedensvertrag dringlich

Berlin, 24. Dez. (dana) Der Alliierte Kontrollrat hat den Vorbereitungsarbeiten für die Besprechungen der Außenminister über den Entwurf des Friedensvertrages mit Deutschland besondere Dringlichkeit zuerkannt.

Fabriken schließen wegen Kohlenmangel

Hertford, 24. Dez. (dana) Fast alle Fabriken im Gebiet von Hannover wurden zur Schließung bis 1. Januar aufgefordert, da das Einfrieren der Kanäle die Kohlenlieferungen verzögert und damit die Kohlenvorräte der Kraftwerke auf einen gefährlichen Tiefstand herabgemindert hat. Ohne die angeordnete Schließung der Fabriken hätten alle Kraftwerke ihren Betrieb in wenigen Tagen einstellen müssen, so daß die Bevölkerung für unbestimmte Zeit ohne Stromversorgung geblieben wäre.

Alliiertes Kontrollrat an Stalin

Berlin, 24. Dez. (dana) In einem von General Joseph T. McNarney unterschriebenen Telegramm übermittelte der Alliierte Kontrollrat für Deutschland am 20. Dez. Generalissimus Stalin die besten Glückwünsche zu seinem Geburtstag. In dem Telegramm heißt es u. a.: „An diesem nicht nur für die Völker der Sowjetunion, sondern auch für alle Völker, die gemeinsam mit ihnen und ihrem Land einen großen Kampf um die demokratischen Prinzipien geführt haben, denkwürdigen Jahrestag wollen wir als Beauftragter für die Einführung dieser Prinzipien in dem besetzten Deutschland nochmals unsere Zuversicht zum Ausdruck bringen, daß Ihr Volk im weiteren Verlauf vieler Jahre in Ihnen einen weisen Staatslenker und andere Völker einen treuen Kämpfer für die Demokratie, das Recht und die Gerechtigkeit haben werden.“

Verfahrens-Wiederaufnahme gegen Tillesen

Baden-Baden, 24. Dez. (dana) Am 23. Dezember wird das französische Hohe Gericht in Rastatt zusammentreten, um das Verfahren gegen Heinrich Tillesen wieder aufzunehmen. Die französische Militärregierung hat die Wiederaufnahme des Verfahrens vor einem französischen Gericht angeordnet. Das Gericht setzt sich wie folgt zusammen: J. Ausset, Kammerpräsident beim Appellationshof in Paris, Drapier, Berater beim Appellationshof in Paris, und der Richter Rack.

Warenbezug aus der Sowjetzone

Berlin, 24. Dez. (dana) Die Behörden in der wirtschaftlich vereinigten brit. und amerik. Zone haben mit denen der Sowjetzone Vereinbarungen über den Bezug beträchtlicher Mengen von Brotgetreide, Futtermitteln, Brennstoff und Zellulose während der ersten drei Monate des Jahres 1947 getroffen. Im Austausch werden von der brit. Zone Eisen, Stahl und Autoreifen nach der Sowjetzone geliefert werden.

Weihnachtsbotschaft Präsident Trumans

Washington, 23. Dez. (dana-Ins) Präsident Truman erließ eine Weihnachtsbotschaft an die amerikanischen Soldaten in aller Welt. Darin heißt es: „Ich bin dankbar, daß ich die Gelegenheit habe, jedem von Euch, wo er auch immer sein mag, meine herzlichen Weihnachtsgrüße zu übermitteln. Wir sind heute dabei, die Ereignisse von heute und morgen zu einem gerechten und dauerhaften Frieden für alle Völker in allen Ländern zu gestalten. Es bleibt noch viel zu tun, und die Erfüllung unserer Aufgabe wird die gleiche Hingabe und denselben hohen Idealismus erfordern, die Ihr, Männer und Frauen unserer bewaffneten Streitkräfte, immer gezeigt habt. Die freiheitsliebenden Völker in der ganzen Welt, die in den dunkelsten Tagen für unseren Erfolg in der Schlacht gebetet haben, beten heute dafür, daß unser Kampf um Eintracht und Ruhe auf Erden von Erfolg gekrönt wird.“

Und Friede den Menschen auf Erden!

Von Walter Schwerdtfeger

Weihnacht, zum zweitenmal nun, seit der Waffenlärm verstummte. Ueberwunden die dunklen Weihnächten alle, in denen der Tod als Würger über die Lande flog. Trotz aller Schwere der Zeit, die auf uns lastet, doch wieder ein Weihnacht im Licht. Süßer, herzenbewegender als je ist uns der Glocken Klang, denn Friede ist wieder auf Erden.

Selbst in jenen Kriegswihnächten, da die Kerzen leuchteten, wie in glücklichen Tagen, die Herzen erfüllt waren von Sorge und Leid und die Welt nach Erlösung schrie, verspürte jeder, bewußt oder unbewußt, den Zauber der Weihnacht, das göttliche Mysterium der Geburt des Einen in Bethlehem, der Zeit seines Erdewallens nichts hatte, wohin er sein Haupt legen sollte, dessen Handeln Liebe war, gekrönt durch seinen Opfertod, die Menschen zu erlösen.

Jeder verspürte das Wunder der Christnacht, der eine in der Finsternis der Zeit aufgeschlossener denn je, der andere in Verbitterung hadern — aber keiner, der es nicht empfand. Die alten Weihnachtslieder erklangen in der Heimat und an den Fronten und noch in die dunkelste Zelle des Gefangenen drang ein Glanz der Heiligen Nacht, aus Glauben und Sehnsucht seines Herzens leuchtend. Kein Herz, das nicht bereit gewesen wäre, Gott die Ehre zu geben für die Erfüllung des heißen Wunsches, daß wieder Frieden auf Erden einkehre.

Nun ist die zweite Weihnacht in Frieden. Nicht mehr jagt der Tod flammend über die Erde, nicht mehr müssen wir in Finsternis und Dunkelheit uns bangend bergen, nicht mehr uns sorgen, daß in der Stunde, da wir ihrer gedenken, der Kriegstod uns die Lieben entreißt. Wieder dürfen die Glocken ihre Stimme erheben und die Botschaft von des Heilands Geburt und vom Frieden verkünden.

Weihnachten ohne äußeren Glanz und ohne das meiste, das früher zur fröhlichen Weihnachtszeit gehörte. Ein Weihnachtsfest nach einem Jahr, das schwer und vielfach enttäuschend war. Nicht nur, daß die Heimat noch krank ist und uns Not, Mangel und Sorgen bedrücken, lastet zur Weihnacht 1946 auf uns. Schmerzhafter ist uns, daß allzu viele unserer Lieben fehlen, wenn wir die wenigen Kerzen am Tannenbaum entzünden. Wir gedenken unserer Toten, der Toten alle, die in der Welt dunkelster Zeit starben. Die Kerzen brennen zu ihrem Gedächtnis als Zeichen des ewigen Lichts, das Leben ist, Symbol dessen, daß keine Nacht so dunkel ist, daß nicht das Licht sie zu besiegen vermag. Wir gedenken der Toten in dem gewissen Wissen, daß das ewige Licht ihnen leuchtet.

Unserer Brüder gedenken wir, die aus der Gefangenschaft noch nicht heimkehrten, mit denen wir mit besonderer Innigkeit verbunden sind in den Stunden der Weihnacht, in deren Herzen wie in den unseren die Flamme des Glaubens an eine Wiedervereinigung und eine glückliche Zukunft brennt.

Den Flüchtlingen und Ausgewiesenen, die bei uns weilen, die als Neubürger bei uns eine neue Heimat haben

Weihnachtsgrüße General McNarneys

Frankfurt, 23. Dez. (dana) Der Oberbefehlshaber der amerik. Streitkräfte in Europa, General Joseph T. McNarney, hielt am 22. d. Mts. eine Ansprache über die Rundfunksender der amerik. Armee, in der er u. a. ausführte:

„In einigen Tagen feiern wir wieder das freudigste Fest der Christenheit. Dem Geiste der Weihnachtszeit entsprechend, möchte ich jedermann in Deutschland meine persönlichen Grüsse übermitteln und meine guten Wünsche zum Ausdruck bringen.“

Allen Männern und Frauen der Streitkräfte der USA in Europa, den Soldaten wie den Zivilangestellten möchte ich meine tiefste Anerkennung für die Treue, die Steifigkeit und die Selbstaufopferung zum Ausdruck bringen.

solien, geloben wir brüderliche Hilfe im Geiste jener Liebe, die in der Christnacht zur Erde kam, eingedenk des Wortes: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Weihnachten ist das Fest der Liebe. Wir suchen einander zu erfreuen, Güte und Wärme zu geben und sind dankbar für alle Freude, die uns bereitet wird. Die uns zuheil wird von jenen, die unserem Herzen am nächsten stehen und als schönes Zeugnis dessen, daß Feindschaft und Haß wieder der Versöhnlichkeit und Menschenliebe gewichen sind, von den Angehörigen der Besatzungsmacht, die vielen Tausenden unserer Kinder den Gabentisch geschmückt haben, von vielen Edelkennenden im Ausland, die durch hilfsbereite Organisationen Weihnachtsspenden nach Deutschland sandten.

Das göttliche Wunder der Weihnacht: daß sich die erlösende Liebe offenbarte, die nimmer aufhört. Das ihr entstammte irdische Wunder der Weihnacht: daß sich alle Herzen der Liebe öffnen, daß der Zauber der Weihnacht uns in höherem Sinne zu Menschen macht. Diese Berührtheit im Tiefsten, diese Aufgeschlossenheit der Herzen läßt uns hinübernehmen in den Alltag, auf daß wir in rechten Geiste gemeinsam zu schaffen vermögen, jedem zur Freude, niemand zuleide.

Hart ist die Zeit und überaus schwer ist die Arbeit, die getan werden muß. Es bedarf der Einigkeit, des Verständnisses, der Einsicht und der Nachsicht. Wir wollen, welcher politischen Gesinnung wir auch sind, die Ueberzeugung des anderen als ehrliche Ueberzeugung achten, unsere Auseinandersetzungen über Mittel und Wege sollen frei sein von Gehässigkeiten und Verdächtigungen, wir wollen uns begnügen in den schönen Menschlichkeit, die bei aller sachlich verschiedenen Auffassung von Maximen und Praktiken doch das gemeinschaftliche Wirken zuläßt, dem der Erfolg aus der Humanität, die es inspirierte und erfüllte, zuletzt gewiß ist.

Der Geist der Weihnacht ist der des Friedens und der Wahrheit. In diesem Geiste wollen wir unsere Arbeit vollbringen. Viel ist in diesem Jahre geschehen, was uns Vertrauen erworben hat. Auf diesem Wege wollen wir ehrlich fortschreiten. Eine große, aber auch eine schöne Aufgabe liegt vor uns, die Neuorientierung unserer politischen und wirtschaftlichen Lebens. Viel ist in Trümmern gegangen, was überlebt und reif zum Sturz war. Wir haben es in der Hand, Neues und Schöneres an seine Stelle zu setzen.

Neues und Schöneres gebiert sich auch in der Welt. Wir haben verfolgt, mit wie ernstem Wollen um den Ausgleich der Gegensätze gerungen worden ist, um die Gestaltung einer besseren Welt zu ermöglichen und wie diesem Streben der Erfolg nicht versagt geblieben ist. Wir wollen in festem Zukunftsglauben zum Wohl der Welt und damit zu dem eigenen unsern Teil beitragen, als wertvolles und der Achtung würdiges Glied der Völkerfamilie.

Wenn heute in den christlichen Staaten der Welt wie bei uns die Glocken schallen, die Weihnachtslieder erklingen und die Kerzen brennen, so ist ihr Licht verklärt durch den Schimmer der zuversichtlichen Hoffnung, daß wahrer Friede werde den Menschen auf Erden.

Schweizer Weihnachts-Liebesgaben

Berlin, 23. Dez. (dana) Mit der Auslieferung von rund 190 000 Liebesgabenpaketen aus der Schweiz, die für Empfänger in der US-Besatzungszone Deutschlands bestimmt sind, kann zum größten Teil noch vor Weihnachten gerechnet werden, wie aus einer Mitteilung für öffentliche Wohlfahrt bei der amerikanischen Militärregierung hervorgeht.

Geschenkpakete für Deutschland

Philadelphia, 23. Dez. (dana) 700 000 Geschenkpakete für Deutschland, Oesterreich, Frankreich, die Tschechoslowakei und die Schweiz werden, laut ap, nach einer Mitteilung des hiesigen Postamtes noch vor Weihnachten versandt werden.

Weihnachtsbotschaft des Papstes

Rom, 23. Dez. (dana-Reuter) Papst Pius XII. übermittelte den deutschen Kriegsgefangenen eine Weihnachtsbotschaft, in der er ihnen die Rückkehr zu ihren Familien im kommenden Jahr wünscht. Kinder ausländischer Flüchtlinge in italienischen Lagern werden durch das päpstliche Hilfswerk Geschenkpakete vom Papst erhalten.



Weihnacht: Holzschnitt von Hans Baldung-Grien

Dem deutschen Volke, besonders denjenigen, die sich für die Wiedererrichtung der persönlichen und nationalen Freiheit und einen schnellen Wiederaufbau ihres unglücklichen Landes eingesetzt haben, übermittele ich meine Grüsse für die Weihnachtszeit und meinen glühenden Wunsch für Frieden auf Erden allen, die guten Willens sind.

Vielleicht gab es niemals eine Zeit in der Geschichte in der die Völker mehr dazu aufgerufen waren, so ernsthaft über die Bedeutung jener vor fast 2000 Jahren ausgesprochenen Mahnung nachzudenken. Denn ohne den ernststen Willen und die ehrlichen Anstrengungen aller Menschen wird es niemals einen dauernden Frieden auf Erden geben.

Wir von den Besatzungstruppen der Vereinigten Staaten und ich sind über-

Ein Knabe beim Christkind / Von Dostojewski

Ein noch sehr kleiner Knabe, etwa 6 Jahre alt oder noch jünger, wachte morgens in einem feuchten, kalten Keller auf. Er hatte nur ein dünnes Röckchen an und zitterte vor Kälte. Sein Atem entströmte dem Munde in einem weißen Dampf und aus Langeweile hat er, in der Ecke auf einem Koffer sitzend, absichtlich durch den Mund ausgeatmet, um sich an dem Hauch zu vergnügen. Er hatte aber großen Hunger. Schon einige Male am Morgen ist er an die Pritsche herangetreten, auf der seine Mutter auf einem dünnen Unterbett und einem Bündel unter dem Koffer statt eines Kissens, lag. Wie war sie hierher gekommen? Sie kam wohl mit dem Knaben aus einer fremden Stadt und erkrankte plötzlich.

Die Bewohner der Kellerecken zerstreuten sich, denn ein hoher Feiertag stand bevor. Nur ein betrunkener Vagabund blieb in einer Ecke zurück, und in der anderen Ecke saufte, durch Rheumatismus geplagt, eine 80jährige Greisin, die irgendwann und irgendwo als Kinderwärterin gedient hatte und jetzt einsam sterben muß. Sie stöhnte, knurrte und brumpte den Knaben an, so daß er Angst hatte in die Nähe ihrer Ecke zu kommen.

Im Treppenhause bekam der Junge am Morgen von irgendwem etwas zu trinken, aber nirgends konnte er auch nur ein Stückchen Brotkruste finden! Er versuchte seine Mutter schon mehrere Male zu wecken. Nun wurde er in der Dunkelheit ängstlich, denn längst ist der Abend schon angebrochen und nirgends wurde Licht gemacht. Als er das Gesicht seiner Mutter betastete, wunderte er sich, daß sie nicht bewegte und daß sie so kalt war wie die Wand.

Es ist schon sehr kalt hier, dachte er, blieb noch eine Weile stehen, unbewußt seine Hand auf der Schulter der Verstorbenen haltend. Dann hauchte er seine Fingerchen an, um sie zu erwärmen, befühlte die Pritsche und fand seinen Kettel mit dem er nun ganz leise und tastend den Keller verließ. Er wäre schon viel früher aus dem Keller gegangen, aber er hatte Angst vor dem großen Hunde, der schon den ganzen Tag im Treppenhause vor einer Tür heulte. Jetzt war der Hund nicht mehr da und der Junge traute sich auf die Straße hinaus.

Herrgott, welche eine Stadt ist das! Noch nie hat er derartiges gesehen! Dort, wo er herkam, herrschte nachts eine vollständige Finsternis, es gab nur eine einzige Laterne für die ganze Straße. Die Fensterläden an den niederen Holzhäusern waren geschlossen, von nirgendwoher fiel ein Lichtschein, niemand war auf der Straße zu sehen, alle schlossen sich in den Häusern ein, und nur Hunderudel heulten und bellten die ganze Nacht hindurch. Aber dafür war es dort warm gewesen und man gab ihm zu essen, — und hier — oh, Gott! wenn er nur etwas zu essen bekäme! ...

In dieser Stadt war ein Lärmen und Dröhnen, so viel Licht, Menschen, Pferde und Equipagen, — und ein Frost, oh, der schneidende Frost! Und er ist so hungrig! Wenn ihm nur jemand ein ganz kleines Stückchen Brot geben wollte! Und die Fingerchen taten plötzlich so weh! — Da ist schon wieder eine Straße — ach, und so breit! Hier wird er bestimmt von den schreienden, springenden und fahrenden Menschen erdrückt werden. ... Aber was sieht er da? Eine große Fensterscheibe und dahinter ein Zimmer, und in diesem Zimmer steht ein Baum, der bis zur Decke reicht! Das ist ja ein Christbaum! Und so viel Licht drauf und eine Unmenge goldener Papierchen und Aepfchen, und ringsherum liegen Puppen und kleine Pflänzchen! Im Zimmer springen, geippen und saubere Kinder herum, lachen und spielen, essen und trinken! Da fing ein Mädchen mit einem Knaben zu tanzen an; was für ein hübsches Mädchen! Auch Musik hört man durch das Glas hindurch!

Der kleine Junge schaut ganz verwundert und lächelt. ... aber nun tun auch die Zehen schon so weh, und die Fingerchen sind schon ganz rot, er kann sie nicht mehr biegen, jede Bewegung tut weh! Vor Schmerz kamen ihm die Tränen und er lief weiter. ...

Auf einmal sieht er wieder durch eine große Fensterscheibe ein Zimmer, da steht wieder ein Christbaum, auf dem Tischen stehen Pasteten und allerlei Kuchen aus Mandeln, rote und gelbe, und reiche Damen bieten jedem, der da hereinkommt, von dem Kuchen an, und dauernd gehen Herrschaften durch die Tür herein. — Der Junge hat sich herangeschlichen, machte die Tür auf und ging hinein. Aber wie haben sie ihm abgesehen und ihn angeschrien! Eine der Damen kam schnell auf ihn zu, drückte ihm in das Händchen eine Kopeke und machte ihm selbst die Tür zur Straße auf. Wie ist er doch erschrocken! Die Kopeke ist mit einem Klang die Stufe heruntergerollt, denn er konnte seine roten Fingerchen nicht zusammenbiegen um sie festzuhalten. ...

So lief er denn, so schnell er konnte und wußte nicht wohin. ... Er möchte wieder weinen, aber er hat Angst, und er läuft und läuft und haucht seine Händchen an. Eine große Trauer befällt ihn, da er sich so einsam und so bang fühlt. ... Plötzlich sieht er eine große staunende Menschenmenge: Hinter einer Fensterscheibe stehen 3 Puppen, klein, prächtig angezogen in rote und grüne Kleidchen und sehen ganz wie Lebendige aus! Ein altes Männlein sitzt da und spielt auf einer goldenen Geige, zwei andere stehen daneben und spielen auf winzig kleinen Geigchen, wackeln mit den Köpfchen und schauen sich an, ihre Lippen bewegen sich, sie sprechen, ja, wirklich, sie sprechen, nur kann man es durch die Scheibe nicht hören. Zunächst dachte der Knabe, daß sie wirklich sprechen, aber als er merkte, daß es nur Puppen sind, mußte er lachen. Noch nie hat er so etwas gesehen und wußte nicht, daß es solche Puppen gibt! Und es ist ihm weinerlich zumute, aber diese Püppchen sind doch so spaßhaft!

Plötzlich war es ihm, als ob jemand von hinten an seinem Kettel zog. Ein großer böser Junge stand hinter ihm, versetzte ihm plötzlich einen Schlag auf den Kopf und stellte ihm die Fuß! Der Knabe fiel ohnmächtig auf die Erde. Einige Leute schrien auf! Doch als er wieder zu sich kam, sprang er auf und lief was er konnte davon. Er verließ sich in den Hof eines fremden Hauses, wo er sich hinter einen Holzsack versteckte. Hier wird mich niemand finden, und dunkel ist es auch, beruhigte er sich selbst.

Ganz zusammengekrümmt hockte er sich nieder und vergaß auch vor Angst zu atmen als ihm ganz plötzlich so wühl wurde! Händchen und Füßchen hörten auf zu schmerzen, und so warm, so warm wurde es ihm, wie auf dem Ofen zu Hause. ... Ach, wie gut war das, hier einschlafen zu können! ...

„Da bleibe ich noch ein Weilchen sitzen, dann werde ich wieder zu den Puppen gehen“, dachte der Knabe lächelnd in der Erinnerung an sie. „Ganz wie Lebendige! Und auf einmal kam es ihm vor, als ob seine Mutter ihm ein Liedchen singen würde. „Mama, ich schlafe, hier ist so gut zu schlafen!“

„Komm zu mir, zum Christbaum, Kleiner“ — hörte er eine andere leise Stimme. Er dachte zuerst, daß es seine Mutter sei, aber nein, das war sie doch nicht. Wer hat ihn denn gerufen? Er kann es nicht sehen, aber jemand beugte sich über ihn und umarmte ihn in der Dunkelheit — und er streckte ihm seine Händchen entgegen. ... und plötzlich, oh, welch ein Licht! Und welch ein Christbaum! Solche Bäume hat er noch nie gesehen! Wo mag er denn jetzt sein? Alles glänzt, alles leuchtet, ringsherum lauter Püppchen, — aber nein, das sind ja lauter Buben und Mädels, und alle sind sie so prächtig, und alle drehen sie sich um ihn herum! Sie fliegen, sie küssen ihn, nehmen ihn mit, er fliegt selbst und sieht seine Mutter, wie sie ihn fröhlich anlacht! ... „Mama, Mama! Hier ist es so gut“, ruft er ihr zu, und wieder

den Friedensgedanken zu lösen? Niemand, ohne Jesu Bild in verbrecherischer Weise umzufahren. Daran kann nicht gerüttelt werden, daß fast alle seine Gedanken direkten Blickpunkt auf den Frieden nehmen, freilich nicht den politischen allein, nicht in Erzeugung

küßt er sich mit den Kindern und will ihnen schnell erzählen von den Puppen hinter dem Glasfenster.

„Wer seid Ihr denn, Ihr Buben und Mädels?“ fragt er sie lachend und liebkosend. „Das ist der Christbaum“, antworten sie. „Der Heiland hat an diesem Tage immer einen Christbaum für kleine Kinder, die keinen eigenen Baum haben.“

Und er erkannte, daß die Buben und Mädchen alle gleich ihm waren, Kinder, von denen die einen in ihren Körbchen, die man in Treppenhäusern vor die Türen der Petersburger Beamten aussetzte, erfroren sind. ... Andere wieder erstickt bei ihren Ernährerinnen im Fintelhaus, die Dritten wiederum starben an den ausgetrockneten Brüsten ihrer Mütter (während der Hungerkatastrophe in Samara), die Vierten ersticken im Gestank der Wagons 3. Klasse — und alle sind sie jetzt hier, alle als Engel, alle beim Heiland, und Er ist mitten unter ihnen, streckt ihnen die Hände entgegen und segnet sie und ihr Mütter. ... Und die Mütter stehen auch da abseits und weinen. Sie erkennen alle ihre Kinder, welche zu ihnen hinspringen, sie küssen und ihnen mit ihren Händen die Tränen wegwischen und sie bitten, nicht weiter zu weinen, da es ihnen hier zu gut ist. ... Unten aber, auf der Erde, fand der Hausmeister am nächsten Morgen den kleinen Leichnam eines verlaufenden, erfrorenen Knabens. ...

(Aus dem Russischen übersetzt von Steffi Bätz.)

Mahnung / Vorwort aus dem „Gestaltwandel der Götter“ von Leopold Ziegler

... jeglicher aber heimzieht still und schaufelt ein Grab hinterm Haus unter der Ulme seines Gartens.

und wäscht säuberlich den Leichnam seines Gottes, nicht ohne inniges Erlernen, und hüllet ihn in weißes Laken ein und streuet Blumen der Jahreszeit auf ihn und alte Erde, und begräbt ihn.

Und wälzet auf die Grube einen schweren Stein. Jeglicher dann platzhalm auf dem Grabstein seines Gottes und umgürtet mit dem Schwerte seine Lenden. Wann aber aus den Wellen und Dürfern, Städten mancherlei Volks wallfahrt zu dem Grab des Gottes eines jeglichen alte Weiber beiderlei Geschlechtes, Gaffer und Eckensteher und Wunderwitze und Empfindsame und Neuigkeitlüsterne und Gottsüchtige und Betrüder und Andächtler und Scheinheilige und Mucker,

die da den Grabeswächter umstellen und belästigen und mit zudringlichem Geschwätz und Geträtsch beschwären: Mit nichten, guter Freund, ist dein Gott verstorben! Sieh zu, mein Bester, gewöhnlich schläft er nur! Wälze den Stein ein weniges nur von der Grube und laß' uns hinunterlugen! —

wann dermaßen die krumme Frömmigkeit derer lockt, die gern „dem Volk die Götter erhalten wissen wollen“ und selber nur Pöbel unter dem Volk, nicht Könige über dem Volk sind:

dann soll des Grabes Wächter kein Wort da wider laubar werden lassen. Schweigen soll er und sein Schwert entblößen und sich's stumm zur Seite legen.

Wenn sie ihn hernach aber ein andermal beschwätzen und wankend machen wollen in seiner Pflicht, da soll er sie hart anfahren und warnen und bedrohen: Zügel eure Zungen! Der Gott hier unter meinem Sitz ist tot. Mit diesen Händen hab' ich die Grube ihm geschauelt, mit diesen Händen in weißes Laken ihn gehüllt, mit diesen Händen Blumen der Jahreszeit über ihn gestreut und alte Erde, mit diesen Händen ihn ins Grab getragen! Und sicherlich, euch ziemt es mit mir hoch seinen Tod zu ehren!

Wenn sie darnach aber noch ein drittesmal auf ihn stürmen wie Mücken auf den süßen Seim und Leim: So hör' doch Bruderherz! Laß' uns denn selber den rauhen Stein da von der Grube wälzen und ihn mit einer Pfeife, einer Hupe wecken! —

dann soll der Grabeswächter der frachtesten Schreier einen greifen auf ihn sein schwertes Schwert zücken und ihm die Zunge aus dem Maule schneiden, den Säuen zum Fraß, die etwa auch die Zungen der Lügner und der Lästler noch lecken dürfen. ...

Und er soll den übel Verstimmlten und die fassungslos Bestürzten auseinanderreiben und sie in ihre Wohnstätten gehen heißen Und soll ihnen auf den bitteren Heimweg das heilige Geheimnis der Weltstunde offenbar machen und sie wissen lassen, was zu wissen ihnen tut: „Gott und Götter zu glauben, Gott und Götter zu hegen, ihr Törichten, dies taugt alleinig Götlichen!

Wie aber und wo wäre ihr göttlich? Dem Götlichen freilich ward noch nie kein Gott begraben, er sei denn zur vorbestimmten Stunde von den Toten wieder auferstanden. Mögt ihr euch darum erst vergötlichen, ehe ihr von neuem Götter oder Gott ins Leben sprecht! Götlich dereinst geworden ihr Götlichen, wird euch Gott eines Tages wieder seliger Gefährte sein!

Bis dahin aber wartet des Grabes eures toten Gottes und enthaltet euch sein, auf daß keiner von euch einen Leichnam schände!“

Vom pazifistischen Gedanken zum „christlichen Frieden“

Von Frank Thieß

Jemand fragte mich, ob ich Pazifist sei. Vielmehr er fragte so: „Sie sind doch Pazifist?“ Ich schwieg und wußte nicht zu antworten. Am Ende sagte ich nicht ohne Verlegenheit ungefähr dies: ich fände den Pazifismus erfreulich und notwendig wie die Antialkoholbewegung, wohl noch erfreulicher und noch notwendiger — aber ich selber sei kein Pazifist, so wie ich kein Antialkoholiker sei. Warum? Ja, das wolle ich einstweilen noch für mich behalten.

Ich habe dann darüber nachgedacht, leicht beunruhigt und keineswegs zufrieden mit mir. Bin ich nicht ein Gegner des Krieges? Was habe ich gegen die „Pazifisten“? Genau soviel wie gegen alle reinen Logiker, die von einer bestechenden Theorie her unmittelbare Projektionen in die Wirklichkeit vornehmen: Zweifel an ihrer tieferen Erkenntnis. Ja, ist denn mit der Durchsetzung des politischen Friedens alles getan? Kann ein Werk der Vernunft den Strom der Weltgeschichte umlenken? Selbstverständlich ist ein Zeitalter denkbar, in dem es keine Kriege mehr gibt, es ist sogar eher denkbar als ein solches neuer Kriege, weil selbst der Vernichtungswille des Menschen seine Grenzen hat und dem Lebenswillen schließlich der Vorrang bleibt. Doch nicht hierauf kommt es an, daß es aus Vernunftgründen keinen Krieg mehr gibt, womit denn alles auf beste geordnet wäre, sondern auf ein Zeitalter, darin dieselben Kräfte, welche Krieg begehren, jetzt umgelenkt würden auf ein ebenso mächtiges Getriebe friedlicher Art. Denn der Dämon Menschheit ist mit Vernunft nicht zu gebieten, ihre alte Leidenschaft muß durch neue Glut besiegt werden. Das war es also, was ich gegen den Pazifismus hatte: nicht seine Friedensliebe, sondern seine falsche Methode, nicht seine falsche Methode, sondern seine Bluträuber, Blutgier. Nein, Vernunft hat nie Macht über das Blut. Aber der Gedanke, welcher aus dem Blute gespeist ist, kann auch die Schwerer bannen. Wenn wir nun ein „friedliches Zeitalter“ erreichen, so ist dies nicht nur ein politisch befriedetes Zeitalter, sondern eines vollkommen neuer Ideen und der Wiedergeburt des Christentums aus unserer heidnischen Tiefe. Man verwechsle Heidentum nicht mit Barbarei, sondern begreife in ihm die mythisch geladene Naturverbundenheit des weltfrohen Menschen. Denn wahrhaftig, wir müssen wieder anfangen, diese Erde und dieses Leben zu lieben und entschlossen sein, es nur um großer Ideen willen preiszugeben. Das paulinische Denken, unseren Wesentiefen nicht entrossen, bestimmt niemanden mehr. Aber die Gestalt Christi, dem abendländischen Menschen durch mehr als ein Jahrtausend ein Symbol gewaltigster Opferbereitschaft und höchster Lebensbedeutung, ist unserm Unbewußten eingepflanzt. Setzen wir sie wieder ein in den Brennpunkt kulturellen Wirkens, doch in unmittelbarer Bezugnahme auf ihren ewigen Sinn.

Und nun finden wir einen Weg, der aus unserer religiösen Tiefe zum Frieden führt: denn wer vermöchte aus Leben und Geist Christi



DAS ENGELSKONZERT VON GRÜNEWALD

Je verflochtener die Geschichte sich darbietet, um so seltsamer haben Kriege als solche irdengeldes Recht letztlich bewiesen, sondern durch Kriege „Entscheidungen“ zustande kamen, waren sie wirksame, keineswegs endgültige Mittel in Händen überlegener Geister, die begriffen, daß mit gewonnenen Schlachten allein wenig getan ist. Sie wußten, daß Blutvergießen den Sinn möglicher Entscheidungen eher verdundelt als klärt und stets nachträglich eine geistig-religiöse Fundamentierung des Erreichten nötig macht. Wer Geschichte nicht nur auf kleine Ausschnitte zu lesen gewohnt ist, wird dies einsehen müssen.

Selbst Napoleon sah dies in erhellter Stunde ein, als er von den „zwei Kräften in der Welt“ — „Schwert und Gedanke“ — dem Gedanken die höhere Gewalt zusprach. Einer seiner Nachfolger, Marschall Foch, hat hundert Jahre später nicht anders am 5. Mai 1921 an seinem Sarkophag im Invalidendom gesprochen. Deutsche sind nicht gewohnt, solche Worte aus dem Munde von Feldmarschällen zu hören. Darum zitiere ich die Schlußsätze jener Rede, die nur eines unter vielen Zeugnissen für die Bedeutung dieses großen Soldaten ist:

„Indem er die Größe des Landes mit seiner eigenen verwechselte, wollte Napoleon das Schicksal der Nationen mit den Waffen regeln. Als ob man aus einer Folge von Siegen, als ob

man aus Opfern, die trotz allem schmerzhaft sind, das Glück eines Volkes aufstehen lassen könnte! Als ob ein Volk vom Ruhm leben könnte, statt von Arbeit! Als ob die geschlagenen Völker, verletzt in ihrer Unabhängigkeit, sich nicht eines Tages erheben könnten, um sie zurück zu erobern, sich erheben, um das über sie verhängte Regime zu beenden! Als ob sie nicht Armeen aufziehen könnten, die bald ebenso stark an Zahl sein werden, wie unbesiegt dank der Glut, in die das vergewaltigte Recht sie versetzt! Als ob in einer zivilisierten Welt die Moral nicht schließlich über eine Macht obliegen müsse, die wie genial auch immer, nur aus Mitteln der Gewalt aufgebaut ist!

An diesem Versuch scheiterte sogar Napoleon. Nicht weil es ihm an Genie mangelte, sondern weil er das Unmögliche versuchte; weil er es mit einer in jeder Hinsicht erschöpften Macht unternahm, ein durch Unglück bereits belehrtes Europa unter sein Gesetz zu zwingen.

„Unverbrüchlich liegt auf allen dieselbe Pflicht: das Land und den Dienst an seiner Wohlfahrt — an jener Wohlfahrt, die das Land selber wünscht — höher zu stellen als die Arme und ihre stregeiche Führung.“

„Das ist die Satzung, die immerdar gilt: erhabener als der Krieg ist der Friede.“

„Unrettbar gerät sogar der begabteste Mensch in die Irre, wenn er bei den Auseinandersetzungen der Menschheit der Stimmen in seiner eigenen Brust und seiner einzigen Wegweiser nicht achtet; wenn er von den Moralgesetzen der Gesellschaft abweicht, die da bestehen aus Achtung vor dem Individuum und aus jenen Prinzipien von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, welche zusammen den wesentlichsten Inhalt unserer Zivilisation, ja sogar des ganzen Christentums ausmachen.“

Doch zurück zu diesem Christentum, Jesus wußte, daß alle wirklichen Güter, die der Mensch sich im Leben erringt, nur durch Aufbau eigener Existenz, nie durch Vernichtung anderer zu erwerben sind. Fortnahme ist nicht Erwerb. Auf der leeren Stelle keimt die Rache. Haß spannt sich aus, und in der Luft des Wiederbegehrens und Unklammersn gedeihen nicht die Völker. Hätte die Kirche gegen diesen Krieg protestiert, wäre dieser Protest Quelle eines gewaltigen Kräftezuwachses für sie gewesen. Sie ist nichts gegen ihn, so verband sie sich mit dem Ungeiste. Welche Folgen dies für sie hatte, weiß sie, ob sie es gleich nicht zugeben will.

Christus ist in dem Tode von Millionen Menschen wiederauferstanden, wiedergeboren in seinem ursprünglichen Geiste, dem des Friedens und der Besinnung auf den Sinn des Lebens. Dieser antichristliche Krieg aber, in dem täglich von hunderttausend Kanzeln törichte Gebete in „Jesu Namen“ zum Himmel empor geschickt wurden, hat damit den Untergang einer falschen Gläubigkeit und einer lebensentstellenden Lehre besiegelt.

Die Folge eines veränderten Geistes aber ist kein Zeitalter der Kampfgesellschaft, denn Kampf heißt Gegnerschaft und Gegnerschaft hat tiefen Sinn. Sondern ein Zeitalter neuer fruchtbarer Ordnung der Völkerbeziehungen, neuer Erkenntnis der Naturkräfte, neuer Heiterkeit des Lebens bei Erfassung des tragischen Charakters unserer irdischen Existenz.

Aus den 1929 erschienenen Abhandlungen und Auseinandersetzungen.

Mosaik der sonderbaren Welt

Der anonyme Brief

An den Herrn Landrat!

Ingheim, den 19. 7. 1946.

Wir müssen Ihnen nun mal auf den Busch klopfen, weil es immer geht in verschiedenen Sachen. Wir haben unsere Not und Du hast vielleicht ein sehr gutes Leben daheim, was Du auch haben kannst nach meiner Meinung, wenn es auch unersinnlich genug ist. Wenn es also nur dem Essen nicht schnell anders wird und mit der Raucherlei sollten Sie bis zum nächsten Samstag den Tabak und die Zigaretten nicht aufgerufen haben, dann hast Du den ersten Schritt in die Ewigkeit schon getan aus eigenem Verschulden, wie Du Dir selber denken kannst. Also richte Dich danach und denke an das Bewußtsein und an die Raucherlei. In diesem Sinne grüß Dich herzlich. Ein Hungeriger und Raucher!

Das Dorf ohne Heirat

In den französischen Alpen gibt es ein Dorf namens Bourgen Valdognard, in dem vor zwanzig Jahren die letzte Trauung stattgefunden hat. Vor zwanzig Jahren lebte nur noch zwei weibliche Wesen in diesem Ort. Von diesen beiden Frauen ist die eine verheiratet, die andere ist Witwe. Schuld an diesem merkwürdigen Verhältnis haben die Männer des Ortes, wilde, abenteuerliche Gestalten, die nur von einer Tätigkeit besess sind, von der gefährlichen und anstrengenden Jagd auf Gemsen. Ihre Jagdleidenschaft ist dermaßen, daß sie alle andere darüber vergessen, sogar die Annehmlichkeiten einer gemütlichen Häuslichkeit an der Seite einer sorgenden Frau. Sie leben buchstäblich von der Jagd, und diese erfordert einen Mann. Darüber erstirbt das Leben in diesem Dorf mehr und mehr, und wenn die Mädchen dieser lieblichen Heiratsamen Städte den Rücken kehren, dann haben wir kein Verständnis.

Neue Bücher

Margret Boveri: Amerikaner! für erwachsene Deutsche. Kart. 12 S. RM 4,80, Badischer Verlag, Freiburg i. Br. — Da Fabeln im allgemeinen nur für Kinder verfaßt werden, muß eine für Erwachsene geschriebene von der Ausstattung ausgehen, das ist die Grundbedeutung des Wissens fehlen. Je weiter man sich nun in die Fabel von Margret Boveri wagt, desto mächtiger, desto mächtiger, desto mehr unser Begriff vom Wesen des Amerikaners tatsächlich Vorstellungen erwachsen ist, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Vor allem werden wir gewarnt, in dem Amerikaner einen ausgewanderten Europäer zu sehen und außer acht zu lassen, daß diesen aus den verschiedensten nationalen Elementen ein vollkommen neues Volk gebildet hat, an dessen Lebensform und Lebensart, Geschmacks, Gesellschaftsauffassung und Denkart keine europäischen Maßstäbe angelegt werden dürfen. Das gilt auch von den Amerikanern, deren Eltern vielleicht noch in Deutschland aufwuchsen, die aber selber durch die formbildende Kraft ihres neuen Vaterlandes zu einem neuen Menschentypus geprägt und in einer Tradition verankert wurden, die, vor allem auf den Taten und der Freiheitstheorie der ersten Einwanderer gründend, mit europäischen Geschichtsmythen und Vorstellungen nichts mehr anzufangen weiß. Es braucht nicht zu wundern, daß viele Deutsche, die heute mit Amerikanern in Berührung kommen, den falschen Eindruck, daß sie sich von unseren Gästen machen, Mißverständnissen zum Opfer fallen und Enttäuschungen erleben. Ihnen sei der Gebrauch dieser Fabel empfohlen, die mehr als die Beherrschung von 1000 Worte Englisch geeignet ist, vor Denkfehlern und ärgerlichen Enttäuschungen zu warnen. Der neue „Krieg“ für den Umgang mit Amerikanern empfiehlt sich übrigens nicht nur durch das reiche und gediegene Wissen, das er vermittelt, sondern ebenso sehr durch die elegante und leicht einprägen Art, mit der er es mittelt.

Bücherstrafen / Von Hans Blume

Erinnern Sie sich noch? Mai 1933 vor der Berliner Universität? Hunderte von Studenten, ein großer Scherhaufen. Namen von Dichtern und Schriftstellern werden gerufen, Namen, deren Klang uns mit Achtung und Verehrung erfüllte: Remarque, Toller, Brecht, Mann, Gläser, Heine, Hasenclever, Zweig, Hofmannsthal. Die deutsche Literatur der vergangenen 50 Jahre wird angeklagt, verurteilt und dem Flammentode übergeben.

Wenige nur waren sich damals bewußt, daß sich Deutschland damit von der gesitteten Welt scheidet, daß es damit den weiten Schritt zurück ins Mittelalter, zurück zu Hexenverbrennung und Ketzertod tat. Und es gibt keine Entschuldigung dafür, daß dies nicht das erste Mal in der Weltgeschichte geschah. Immer hat es Bücherstürme gegeben, wenn Weltanschauungen einander ablösten. Das Alte sollte vernichtet, sein Geist ausgerottet werden. Je schwächer sich ein neues Regime in seinem geistigen Gehalt fühlte, desto schärfer wurde der Kampf allem angesagt, was allein auf Grund seines anerkannten Wertes, den Wert des Neuen in Frage stellte.

Als in Rom der Schreckensruf erscholl „Hannibal ante portas!“, regierte in China der Kaiser Shi-hoang-ti, der in der Konfuziusliteratur seinen gefährlichsten Gegner erkannt zu haben glaubte. Sein Minister Li-se arbeitete eine Denkschrift zur allgemeinen Büchervernichtung aus, bei der nur die Schriften über Heilkunde, Ackerbau und Wahrsagekunst

ausgenommen waren. Danach wurde die erste große Bücherverbrennung der Geschichte durchgeführt. Es war im Jahre 213 v. Chr. Ein anhaltender Erfolg war dieser rigorosen Maßnahme nicht beschieden. Auf das Ende der Ts'in-Dynastie folgte eine Zeit der großartigen Literaturneuerung und die wenige Jahre zuvor verbrannten Schriften wurden sogar für heilig erklärt.

Aber zurück zur alten Welt! Aus einer Schrift Senecas haben wir Kenntnis von dem Beschluß des Senats von Rom, der die Verbrennung der Werke des Labienus anordnete. Der gekränkte Autor nahm sich den Feuertod der Kinder seines Geistes so zu Herzen, daß er sich in das Grabgewölbe seiner Familie begab und den freiwilligen Hungertod starb.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst erwies sich die Verbrennung eines verbotenen Buches als völlig unzulängliche Maßnahme. So bildete sich in der Zensur als staltlicher Einrichtung ein weit wirksameres Mittel zur Buchunterdrückung heraus. Im Spanien des 18. Jahrhunderts gab es 6 Buchgerichtsbehörden, die erst ein Buch freisprechen mußten, bevor es auf den Markt kam. Es war ein langer beschwerlicher Instanzenweg, bis endlich der Freiheitsbrief des Königs ausgestellt wurde und die Herren im großen Rat den Verkaufspreis bestimmt hatten.

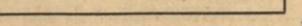
Eine Bücherverbrennung ließ den Autor meist ungeschoren, aber unter den zahlreichen Methoden der Büchervernichtung stand auch das

Bücherfressen. — Bei offensichtlicher Reue des Autors wurde ihm das Maß mit Wein etwas schmackhafter gemacht. So mußte Andreas Oldenburger, der indiskretweise die außerordentlichen Liebschaften eines deutschen Fürsten einer 2 Seiten langen Abhandlung gewürdigt hatte, diese ohne Wein essen und noch eine Tracht Prügel dazu hinnehmen. Und annähernd zur gleichen Zeit, nämlich gegen Ende des dreißigjährigen Krieges wurde ein schwedischer Autor vor die Alternative gestellt, entweder seines Kopfes verlustig zu gehen oder sein gekochtes Buch zu essen. Die Wahl soll ihm ziemlich schwer gefallen sein, da es ein sehr dicklebiges Werk war.

Außer den Todesstrafen für Bücher gab es noch die mildere der, sagen wir, der Uniformierung. Die Jesuiten z. B. strichen die Rücken ihrer Bücher mit Kalk an, um ihnen ein gleichartiges Aussehen zu geben und während der französischen Revolution gab es sogar ein „livre citoyen“, an dessen Einbanddeckeln die Revolutionssymbole zu sehen waren und die nicht mehr die köstlichen Besitzzeichen des Adels und der Geistlichkeit trugen.

Und wenn wir ihnen zum Schluß erzählen, daß fast die Hälfte aller Werke des 16., 17. und 18. Jahrhunderts von der Zensur anfangs verboten waren, daß darunter „Don Quichote“, „Pickwick Papers“, Molières Komödien und Schillers „Räuber“ fallen, dann haben wir eigentlich ein recht trauriges Kapitel am Rande der Weltgeschichte aufgeschlagen! Aber wir sehen auch, daß alle Bücherstrafen ihren Zweck verfehlt haben, sodaß wir nicht ohne Hoffnung in die Zukunft schauen können.

„DENN ER HATTE VIELE GÜTER“ Von G. F. Watts (1817-1904)



den Friedensgedanken zu lösen? Niemand, ohne Jesu Bild in verbrecherischer Weise umzufahren. Daran kann nicht gerüttelt werden, daß fast alle seine Gedanken direkten Blickpunkt auf den Frieden nehmen, freilich nicht den politischen allein, nicht in Erzeugung

LICHT GLÄNZT IN DER FINSTERNIS

WEIHNACHTSBEILAGE DER BADISCHEN NEUESTEN NACHRICHTEN

Gottes- und Marien-Sohn

Ev. St. Joh. 1, 14: „Das Wort ward Fleisch...“

Mit diesen Worten kommt der unerschöpfliche Eingang des Johannes-Evangeliums zu seinem Höhepunkt und Abschluß. Sie sprechen das unerschöpfliche Geheimnis aus, vor dem wir an Weihnachten anbetend niederknien. Von diesem Geheimnis des „... et incarnatus est“ lebt der Glaube der Christenheit.

In diesen weihnachtlichen Tagen steigen aus den Herzen der gequälten, zerrissenen und tödlich gefährdeten Menschheit Fragen und Seufzer auf, die nach einer hilfreichen und letztlich befreienden Antwort verlangen. Die irdische Nacht dieser Welt ist für menschliche Lichter unerschwinglich geworden. Wir haben erfahren, daß die Tiefen der Hölle losgelassen sind, daß wir hineingebunden sind in eine Kette des Unrechts und des Hasses, die unzerbrechlich scheint. Vor diesen schmerzlichen, aber nicht zu leugnenden Tatsachen müßten wir verzweifeln, wenn uns nicht die Botschaft der Weihnacht geschenkt würde, daß dieser eisernen Schicksalsring gesprengt ist, — daß Einer gekommen ist, der einen neuen Anfang gemacht hat und in dieser unserer Welt mächtig am Werk ist. „Euch ist heute der Heiland geboren...“ — der Schöpfer hat seine gefallene Schöpfung nicht verlassen. Er stößt mit den Krüften seiner Liebe das Tor zur Freiheit auf. Mit der Kraft des ewigen Lichtes bricht er ein in die Nacht der Welt.

„Das Wort ward Fleisch“. Um nichts anderes geht es in den großen Kämpfen der Kirche um das Bekenntnis der Wahrheit, als eben darum, daß in diesem „Wort“ Gott selbst, Sein innerstes Wesen, die ewige Liebe selbst sich uns zuwendet, — daß der „ferne“ Gott alle Fernen überwindet, allen Abfall der Welt einholt und besiegt und einen neuen Tag als das Ziel und Ende aller Wege Gottes ankündigt.

„Er ist der Morgensterne, Sein Glanz strahlt er so ferne, Vor andern Sternen klar.“

Diese Botschaft kommt heute in eine Zeit, die vom Taumel der Selbstzerstörung erfaßt ist. Wir wissen etwas davon und haben es nur zu schauerlich vor Augen, wie der Krampf maßloser Selbstsucht immer nur den Tod zu wirken vermag. Aber eben hier leuchtet das Wunder auf: der göttliche Schmerz um den Tod seiner Schöpfung spricht ein neues, tieferes Ja. — Gott wird zur Liebe, die das Verlorene sucht.

Diese Liebe sucht die gefallene Menschheit an der Stelle auf, an der sich der Bruch der guten Schöpfung Gottes eingestellt hat: im Menschen. Dort im Menschen hat dieser verheerende Riß begonnen und sich ausgewirkt in allen Bereichen. Darum muß dort auch die Heilung beginnen. Gott senkt sich herab in die gefallene Kreatur, geht ein in das „Fleisch“ des Menschen, in den innersten Kern der Schöpfung selbst. Die reine Jungfrau, dieser Rest des Ebenbildes, zu dem Gott den Menschen geschaffen hat, darf den Gottes- und Marien-Sohn zur Welt bringen, der als der zweite Adam Beginn der neuen Schöpfung ist. In ihm geht Gott ein in die Lebens- und Liebenssubstanz der Menschheit. Damit allein überwindet er den Bruch zwischen dem Innen und Außen, die Spaltung, in der das Fleisch wider den Geist und der Geist wider das Fleisch im Kampfe steht. Der Menschensohn, das Marienkind, ist in Jesus Christus zugleich wahrer Gottessohn, das gereinigte und geheilte Menschbild im Fleisch — unser Bruder.

„Für uns ein Mensch geboren Im letzten Teil der Zeit, Daß wir nicht wären verloren Vor Gott in Ewigkeit. Den Tod hat er zerbrochen, Den Himmel aufgeschlossen, Das Leben wieder bracht.“

„Et incarnatus est — er ist Fleisch worden.“ Dieses Wort ist die Mitte, das schlechthin wunderbare Geheimnis des Glaubens, das den Inhalt des Weihnachtstages ausmacht. Hier ist der einzige Grund der unaussprechlichen Freude, des nie verstummenden Lobgesanges. In diesem Geheimnis ist alles Heil und alle Hoffnung beschlossen für den Menschen und für alle Kreatur, die nach den Worten des Apostels sich mit uns sehnt und wartet auf den Tag der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

„Erd und Himmel sollen jubeln, Jubeln hoch zu dieser Zeit, Alle Welt soll heute klingen Mit dem Engel in Fröhlichkeit. Sonne, Mond und Stern sich neigen Vor dem Herrn der Herrlichkeit, Dienen ihm in Ewigkeit.“

Weihnachtsgedanken der Zeit

VON J. WEICK

Und wieder klingen die Glocken. Wieder schwingen die Herzen des Volkes, der Völker mit. Im Rhythmus der Zeit vibrieren sie, härter, dunkler wie vordem. Glocken von Eisen mit metallischem Schlag. Weithin dröhnend. Laut. Die Bronzeglocken mit weichem, inhaltvollem, singendem Ton sind eingeschmolzen. Sind nichts mehr. Opfer der Zeit. Wie wir.

Weihnacht! Ewige Geburt — ewige Wieder-Geburt. Siehst du die Sterne? Denkst du noch wie einst, als du dort oben mit ihnen gingst, aufwärtsblickend? Oder hat auch deine Stirne der kalte Hauch des Menschseins gestreift? Wie uns? Der Atem der Verwesung?

Wir alle tragen den Keim des Todes in uns, den Schatten unserer Gedanken. Was sind Gedanken! Schemen, Kobolde unerfüllbarer Wünsche. Sie führen uns über uns hinweg, sie lassen uns größer oder kleiner werden. Sie sind nie wir selbst.

Schatten, allmächtige Schatten. Weihnacht! Fest des Friedens. Fest des Glaubens. Fest des Lichts?

Alles ist Licht, wenn wir Licht sind, wenn in uns die Flamme glüht, die Flamme des Glaubens, des Hoffens, des Wissens um unsere Bestimmung. Die Flamme, die mehr ist als Ich, die Flamme, die Heimat, die Liebe, die Verschenken ist. Heimat, du machst es uns so schwer, das Licht zu bewahren, das Licht zu sehen in der Dunkelheit deiner Existenz, in der Dunkelheit deiner Kreaturen.

Dennoch? — Dennoch! Freunde, die ihr eine Heimat, ein Vaterland besitzt, liebt es, achtet es. Wenn ihr es betrügt, so betrügt ihr die Mutter, die euch gebar, die euch säugte, die euch heranwachsen sah, verstehend, vergehend. Betrügt sie nicht, verläßt sie nicht, verkauft sie nicht, um schnöden Geldes willen, um der Sattheit des Leibes zu frönen.

Denn, wenn ihr sie einmal verloren habt, so werdet ihr sie nie wieder zum Leben erwecken können. Nie wieder — ihr werdet einsam, einsamer noch sein ohne sie, und eine Schuld-ruhe euch belagern, die keine körperliche Befriedigung zu überlassen vermag; die Schuld des Verräters.

Freunde, die ihr Liebsten, Teures besitzt, einen Menschen, den Menschen liebt ihn, achtet ihn. Werdet stumm im Schein seiner Liebe. Lauscht mit gefalteten Händen dem Klingen, das euch höher hebt, über Mensch-Sein und Begehren. In die Sphäre des Vollkommenen, des Ewigen. Werdet Gott in ihr. Setzt ihr keine Grenzen, eurer Liebe, beleidigt sie nicht mit der Ungeduld eures Durstes. Ehrt sie, ehrt in ihr das Licht!

Fest des Bruders, des Volkes, der Welt. Dort drüben dämmert der Morgen. Dort, wo die Toten wachen, ersteht Land, Neuland. Er-

steht ein junger Begriff des Menschentums. Des wahren Menschentums. Würden uns darum Gedanken gegeben, daß wir mit ihrem Werke einander morden? Der Bruder den Bruder? Würde darum Licht in uns gelegt, damit wir uns von Worten blenden lassen, von Worten, den Vollstrecker der Erniedrigung, den Fanfaren der Lüge?

Blicke in den Schein der Kerzen, Bruder! Vergeiß dein Leid über dem Leid einer Welt. Bewahre deine Freude als Wahrzeichen deines Willens, des Willens einer Welt. Sieh Bruder, was du

der Höhe, geläuterte, im Wahnsinn gereifte Höhe. Alles ist Höhe, denn alles ist Gott, alles, was den Willen zur Wahrheit in sich trägt; alles, was liebt. Du und ich, die wir im Frühjahr dahingingen und wußten, daß bald der Tod uns berührt. Der Tod der Verleumdung. Der Tod in uns selbst. Auch du.

Blicke aufwärts, Freund! Lausche dem Widerhall der Glocken in dir. Höre, wie sie klingen, wie sie heller klingen, wie ihr Ton voller wird mit jedem Schlag, wie er hinausdringt, wie er das Lied der neuen Weihnacht kündigt! Suche den Widerschein des Lichtes in dir, laß es überströmen. Trage es in die Zukunft, Bruder!

Licht muß wieder werden! Licht Weihnacht. Ewige Geburt. Ewige Wieder-Geburt.

Von der Macht des Kindes

So oft auch Weihnachten schon gefeiert wurde, gibt es doch immer noch Stöße und Trotzige genug, die das Weihnachtskind mit seiner rührenden Stille u. freiwilligen Schwäche erst noch verstehen lernen müssen. Sie glauben immer noch an die Gewalt und das Geld, an das eigene selbstherrliche Gelten und Sich-Durchsetzen, selbst Gott gegenüber wollen sie Herren und Gewaltmenschen sein.

Und was tut Gott nun dawider? Er kommt als Kind zu den weinenden Kindern! Seltsame Weisheit seiner Erziehung! Das Kind von Bethlehem gibt ja anscheinend unserer Verzagttheit recht, führt ihr neue Nahrung zu! Sieht es denn nicht gerade so aus, als hätte Gott das Feld geräumt vor den Hartherzigen Bethlehem? Als hätte er flüchten und sich verstecken müssen vor soviel Haß und Heuchelei? Wie soll er also andern helfen können in ihrer Not? Und jede erneute Wiederkehr des Weihnachtsfestes läßt uns die kindliche Schwäche des gottgesandten Retters um so tiefer u. schmerzlicher empfinden, je dringender wir seine Hilfe

brauchten, je heißer und inniger wir aus unserer großen Tiefe rufen müssen. Sehen wir da nicht ganz deutlich, daß die Weltregierung in der Hand eines armen Kindes liegt? Scheint nicht Gott selbst ohnmächtig gegenüber dem unermesslichen Leid seiner Geschöpfe?

Daß wir sogar nicht deutlich und augenfällig die Hand Gottes sehen, so selten und so spät einen Sieg des Rechtes und der Wahrheit erleben, daß er garnicht herabsteigt, um seine Sache zu führen, für sich und für uns! Wo ist unser Gott, und wo ist seine Rechte? so schreit es angstvoll auf in zahllosen Seelen.

Aber siehe, während wir so klagen, ist er schon gekommen und kommt immer wieder — aber als Kind! Was hat also Bethlehem und das Kindlein in der Krippe uns zu bedeuten? Gerade dieses: Daß wir nicht allzu schnell und zu leicht verzagen sollen! Peter Lippert.

Die Eisblumen

Weihnachtslegende von Josef Winkler

Die heilige Maria liebte nichts so sehr wie Blumen. Es waren wunderschöne Blumen, die damals üppig gediehen und noch aus den Gärten Salomons stammten, der sie aus Ophir, von der Königin von Saba, seiner Freundin, zum Geschenk erhielt.

Wer möchte darum bezweifeln, daß Maria in ihrer schwersten Stunde besonders ihre Blumen nicht entbehren wollte? Sie hatte schon mehrmals gefragt: „Kannst du mir keine besorgen? Wenn die Drei Könige kommen, soll die Krippe bekränzt sein — ob wir auch sehr arm sind, aber wir dürfen uns nicht armselig zeigen!“ „Ich dachte auch schon daran —“, antwortete Josef — „und will sogleich Blumen suchen! Ohne Zweifel, ich sah drüben auf dem Hügel ein herrliches Beet blühen —!“ „Ach ja, das sind sie, die ich meine —!“ rief freudig Maria und sah die Blumen fern auf dem Hügel in der Sonne leuchten und weh'n. Diese Blumen konnten sich sogar nach den Menschen drehen, als hörten sie deren Gespräche zu und man hat behauptet, zu gewissen Stunden verstanden sie sogar leise zwitschernde Töne von sich zu geben, als sängen sie heimlich vor Erden-seligkeit! Solch — auserwählte Blumen waren es — Kinder versunkener Reiche!

Und Josef holte sie alle, einen ganzen Arm voll, und bekränzte die Krippe! Ja, er schmückte sogar Ochsen und Esel mit diesen Blumen. „Jetzt können selbst alle Engel auf Besuch kommen“, meinte Maria, „niemand wird sagen, wir hätten dem Jesulein nicht einen würdigen Empfang bereitet.“ — Aber die Stunde der Geburt war noch nicht erschienen; Maria hatte sich geirrt, so sehr das Jesulein schon an ihr Herz pochte, es bald in den Arm zu nehmen! Mithin verging noch ein ganzer Tag zwischen Hoffen und Bangnis und St. Josef hielt Ausschau nach dem Stern. Auch der ließ sich noch nicht blicken. Nur ein blasser Tagmond zog am Himmel wie eine Maske, durch die jemand herabschaute. Wer es war, konnte keiner wissen. Eine gläserne Dämmerung schwebte. Es donnerte ganz leis in der Ferne, aber es fiel kein Regen. Im Stall sammelte sich eine schwüle Luft und man hörte nur das Knistern des Strohes und Wiederkläuen der Tiere, indes St. Josef wenig zu tun hatte — was sollte er auch machen, als geduldig warten? Alles war voll geheimer Unruhe.

Erschrocken gewahrte Maria plötzlich, daß die Blumen zu welken begannen. Sie schluchzte fast und bat inständig: „Bitte, nur noch ein Wehchen, haltet doch aus bis heute nacht! Dann seid ihr bald erlöst — aber ihr dürft das kommende Gottes-Knablen nicht im Stiche lassen!“ St. Josef besprengte die Blüten aus dem Brunneneimer — doch es schien nichts zu helfen! Die stolzen Blumen zogen ihre goldenen Staubgefäße ein, schlossen die alabasternen Kelche und eine höhnte: „Was geht uns dein Kind an?“ — Maria erschrak und antwortete kleinlaut: „Wir haben doch weit mehr durchgemacht als ihr und nicht geklagt über viel Durst und Hunger!“ Antwortete ihr eine andere Blume und ringelte den schlanken Stengel leis frech zusammen: „Ob Schafe und Sterne mitspielen — wir haben's nicht nötig! Wir sind feinere Geschöpfe! Wir stammen aus Ophir — die Königin von Saba war tausendmal schöner als du!“ „Reg' dich doch nicht auf, Maria —“, bat St. Josef und wandte sich zornig an die Blumen: „O ihr eitlen Prahlerrinnen — Maria und ich sind aus Davids Stamm!“ „Einerlei! — wir kommen von Salomon! Wir wollen nichts zu tun haben mit eurem Stall und die heiligen Drei Könige erscheinen doch nimmer!“ Und alle Blumen schnitten gar hässliche Fratzen. —

Aber im selben Augenblick ging das große Gestirn funkelnd auf, ein kalter, gewaltiger Strahl traf die Blumen und sie hingen errotten und bleich, wie es keine anderen Blumen auf der ganzen Welt gibt. — So stehen sie heute als Eisblumen nur noch auf den Fensterscheiben — sie dürfen nicht mal ins Haus — sie haben keinen Gärtner und keinen Garten — niemand sorgt für sie — man kann sie nicht mal anfassen — keine Bienen besuchen sie und der Duft ist ihnen versagt — sie können sich nicht mal richtig mehr entfalten, und müssen wild durcheinander wuchern — ihre Formen und Farben sind ausgestorben — mitten in den grimmigsten Winter verbannt — nächtliche Wesen gespenster Art, die nicht einmal einen Namen haben! So weinen sie immerzu — bis sie in Tränen zerfließen — sie dürfen nicht mal die Sonne schauen.

O wie jubeln alle anderen Blumen im ganzen weiten Orient, von Farben jauchzend, von Duft schwellend, daß sie der heiligen Familie wohl gesinnt waren!



DIE UNZERSTÖRTE STADTKIRCHE IN DER CHRISTNACHT

(Fotos: Bauer)

Bei den Gefangenen in Stalingrad

VON HEINZ WRECK

Heute vor zwölf Monden ist es gewesen, an diesem Abend, da Millionen Herzen sich aufmachten, um in den Weiten der Welt nach jenen zu suchen, die inbrünstiger wohl als alle Menschen in heimatlichen Landen auf die Erlösung im Geiste Christi hoffen.

Weihnachten! Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Die Stimme des Pfarrers stand wie ein Ruf der Sehnsucht zwischen den Wänden der Baracke, die sechshundert Kriegsgefangene eines der großen Lager in Stalingrad beherbergte. Eine traurige Müdigkeit lag über der Versammlung der von schwerer Tagesarbeit ermatteten Männer.

Erst am Abend waren die Männer von der Arbeit in das Lager zurückgekehrt. Es waren Schiffe gekommen, Lastkähne, die am Ufer der Wolga lagen und entladen werden mußten. So war es spät geworden an diesem Weihnachtstag, der nach außen hin doch nur ein Tag unter den anderen war. Die stille Feier, von der die Männer vorher zueinander sprachen, hatte in der gedachten Festlichkeit nicht stattfinden können. Gegen eine förmliche Zusammenkunft der einzelnen Barackengemeinschaften aber hatte die Lagerleitung nichts einzuwenden gehabt. So saßen und standen sie, stumm aneinandergedrängt, in dem großen kalten Saal und lauschten den Worten ihres Lagerpfarrers, die doch nicht viel mehr als ein nüchterner Vortrag sein konnten, da unter den still versammelten auch einige wachsame Ohren waren.

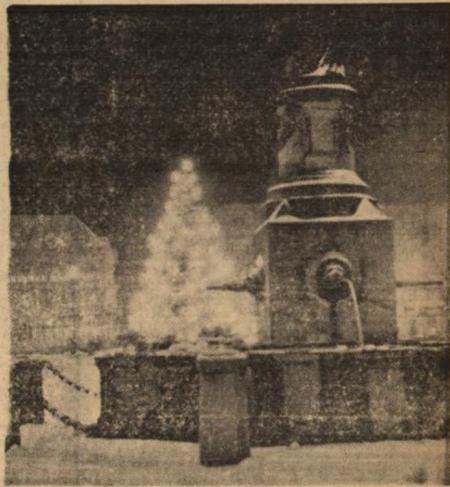
Weihnacht. Weihnacht in der Welt. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Draußen auf dem Lagerhof ging jemand durch die Nacht. Wolken trieben schwer und düster unter dem

Himmel. Der Wind kam kalt von Osten her. Dunkel war das Land. Es war kein Schnee gefallen, die Wunden dieser vom Krieg zerfetzten Stadt mildtätig zu verdecken. Hinter den Ruinen des Trümmerfeldes leuchtete grelles Licht aus den Lehmhütten und Bunkerstollen, in denen hungrige Menschen eine notwendige Bleibe fanden. Aus den Fenstern der großen Fabriken am Ufer der Wolga fiel der helle Schein gleißender Lampen auf den mächtigen Strom. Das Hämern und Grollen rastloser Arbeit drang herüber. Die Lichter im Norden aber kamen von den Lagern dort, in denen ein Heer von Gefangenen sich in der Sehnsucht nach der Heimat verzehrte.

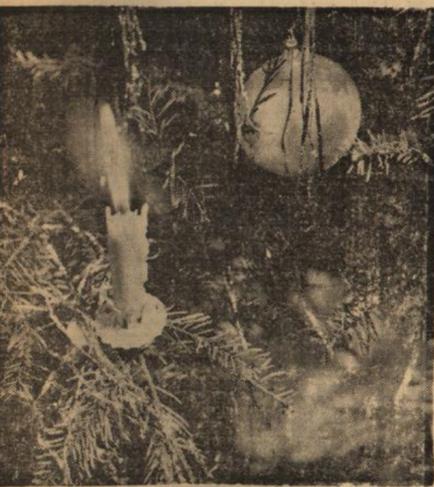
Der Mann da draußen ging mit schweren Schritten. Sie trugen ein wehes Herz durch die Weihnachtsnacht. Dachte der Mann an den stummen Zug der Mädchen und Frauen, dem er noch am Mittag begegnet war? Tausende von ihnen waren gefangen wie er und seine Kameraden. Sie saßen gefangen in Stalingrad. Täglich mußten sich ihre schmächtig gewordenen Körper in harter Arbeit mühen, fern von Deutschland, das einmal ihre glückliche Heimat war.

Durch ein Wolkenloch blickten Sterne auf das Land. Waren es des Herrgotts Augen, der in dieser Nacht seinen Sohn auf die Erde schickte, die Menschheit zu erlösen?

Jetzt sangen wohl die Glocken in der Heimat ihr klingendes Weihnachtslied. Gläubige Menschen beugten sich inbrünstig vor der Großmut ihres Gottes. Kinderherzen öffneten sich fromm dem milden Licht. Viele Augen aber würden sich mit Tränen füllen. Mit den Tränen eines sehnsuchtsvollen Leids. Heute, in dieser Weihnachtsnacht, die einmal die Nacht der Freude und der Vergebung war.



WEIHNACHTEN AUF DEM MARKTPLATZ



„O DU FRÖHLICHE, O DU SELIGE —“

Geschehnis auf der Flucht

Von SELMA LAGERLÖF

In weiter Ferne, in einer der Wüsten des Morgenlandes, wuchs vor vielen, vielen Jahrhunderten eine Palme, die mächtig alt und riesig hoch war. Alle, die durch die Wüste zogen, mußten stehen bleiben, um sie zu betrachten, denn sie war sehr viel größer als alle anderen Palmen, und man pflegte von ihr zu sagen, daß sie gewißlich noch höher emporragen würde als die Obelisken und Pyramiden.

Wie nun die hohe Palme in ihrer Einsamkeit stand und über die Wüste hinschaute, bekam sie eines Tages etwas zu sehen, worüber sie vor Verwunderung ihre gewaltige Blätterkrone auf dem schlanken Stamme hin und her wogte. Fern am Wüstensaume kamen zwei einzelne Menschen hergewandert. Sie waren noch in einem Abstand, in dem sogar Kamele so klein wie Ameisen erscheinen, aber zwei Menschen waren es ganz gewiß. Zwei, die Fremdlinge in dieser Wüste waren, denn die Palme kannte die Wüstenanwohner genau.

Ein Mann näherte sich mit einem Weibe. Sie hatten weder Wegführer noch Lasttiere, weder Zelte noch Wasserschläuche mit sich.

„Wahrlich, die beiden sind hergekommen, um zu sterben“, sprach die Palme leise vor sich hin.

Sie blickte rasch umher.

„Es wundert mich“, sagte sie, „daß die Löwen nicht schon darauf aus sind, diese Beute zu erjagen. Doch sie kommen wohl noch. Ein siebenfacher Tod harret ihrer. Die Löwen werden sie fressen, die Schlangen werden sie durch ihren Biß töten, der Dürst wird sie ausdornen, der Samum wird sie begraben, die Räuber werden sie hinschlachten, die Sonnenglut wird sie verbrennen, die Furcht wird sie umbringen.“ Das Geschick dieser Menschen bekümmerte sie.

„Bei der Dürre und dem Sturm“, sprach die Palme (des Lebens gefährlichste Feinde anrufend), „was trägt denn nur dieses Weib auf den Armen? Ich glaube gar, diese Toren führen auch noch ein kleines Kind mit sich!“

Die Palme, die weitsichtig war, wie es alte Leute zu sein pflegen, hatte wirklich recht gesehen. Die Frau trug auf ihren Armen ein Kind, das sein Köpfchen an ihre Schulter gelehnt hatte und schlief.

„Das Kind ist nicht einmal vollständig bekleidet“, sprach die Palme. „Ich erkenne, daß die Mutter ihren Rock hochgehoben und über das Kind geworfen hat. Sie hat es in aller Eile aus dem Bettchen gerissen, um mit ihm wegzustürzen. Jetzt verstehe ich alles: diese Menschen sind auf der Flucht.“

„Ich kann es mir vorstellen, wie alles zugegangen ist. Der Mann stand bei seiner Arbeit, das Kind schlief in der Wiege, die Frau war ausgegangen, um Wasser zu holen. Sobald sie aus der Tür tretend zwei Schritte weit gegangen war, sah sie Feinde heraneilen. Sie stürzte zurück, sie riß das Kind an sich und rief dem Manne zu, ihr zu folgen, dann machte sie sich davon. Seither sind sie schon tagelang auf der Flucht und haben keinen Augenblick gerastet und geruht. Ja, so wird alles zugegangen sein, und dennoch sage ich, wenn kein Engel sie behütet — — —“

„Sie sind so verängstigt, daß sie weder Müdigkeit noch andere Leiden verspüren können, aber ich erkenne, daß der Dürst in ihren Augen brennt. Ich muß mich doch wohl in dem Gesicht eines verdurstenden Menschen auskennen.“

Und als die Palme an den Dürst dachte, ging ein kramphafes Beben durch ihren hohen Stamm, und die zahllosen Spitzen ihrer langen Blätter rollten sich zusammen, als würden sie über Feuersglut gehalten.

„Wäre ich ein Mensch“, sagte sie, „so würde ich mich niemals in die Wüste hinauswagen. Hohen Mutes ist, wer sich hier hinausbegibt, ohne Wurzeln zu haben, die bis zu den niemals versiegenden Wasseradern hinabreichen. Hier kann es sogar für Palmen gefährlich werden. Auch für eine solche Palme wie ich es bin.“

„Wenn ich ihnen einen Rat geben könnte, würde ich sie veranlassen, umzukehren. Ihre Feinde können nie so grausam gegen sie sein wie die Wüste. Vielleicht halten sie es für leicht, in der Wüste zu leben. Ich aber weiß, daß es sogar mir zuzelten schwer geworden ist, mein Leben zu erhalten.“

Die Palme fuhr fort, laut zu denken, wie alte Einsiedler tun.

„Ich höre ein wundersam melodisches Rauschen durch meine Krone ziehen“, sprach sie. „Alle Spitzen meiner Blätter müssen in Schwingung geraten sein. Ich weiß nicht, was mich beim Anblick dieser armen Fremdlinge durchlebt.“

Und während die Blätter fortfuhren in einer leisen Melodie zu rauschen, erinnerte sich die Palme, wie einst vor langer, langer Zeit zwei strahlend schöne Menschen diese Oase besucht hatten. Es war die Königin von Saba, die in Begleitung des weisen Salomo hierher gekommen war. Die schöne Königin sollte in ihr Land zurückkehren, der König hatte sie des Weges geleitet, und nun sollten sie voneinander scheiden.

„Zur Erinnerung an diese Stunde“, sprach die Königin, „senke ich nun einen Dattelkern in die Erde, und ich will, daß daraus eine Palme erstehe, die wachsen und gedeihen soll, bis im Lande Judäa ein König ersteht, der erhabener ist als Salomo.“ Und bei diesen Worten senkte sie den Kern in die Erde, und ihre Tränen netzten ihn.

„Woher kommt es wohl, daß ich gerade heute daran denken muß?“ sagte die Palme. „Sollte diese Frau so schön sein, daß sie mich an die herrlichste aller Königinnen gemahnt, an sie, auf deren Geheiß ich bis zum heutigen Tage wuchs und gedieh?“

„Ich höre meine Blätter immer stärker rauschen, und es klingt wehmützlich wie eine Totenklage. Es ist, als prophezeiten sie, daß jemand bald aus dem Leben scheiden würde. Es ist gut zu wissen, daß es nicht mir gilt, da ich ja nicht sterben kann.“

Die Palme glaubte, das Todesrauschen der Blätter müsse den beiden einsamen Wanderern gelten. Sicher glaubten sie auch selber, daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Das erkannte man an ihrem Gesichtsausdruck, als sie an einem der Kamelskellette vorbeiwankten, die den Weg begrenzten.

Nun hatten sie die Palme und die Oase erblickt und eilten dorthin, um Wasser zu finden. Als sie aber endlich ihr Ziel erreicht hatten, brachen sie in Verzweiflung zusammen, denn die Quelle war versiegt. Die todesmatte Frau legte ihr Kind nieder und setzte sich weinend

an den Rand der Quelle. Der Mann warf sich neben ihr hin und hämmerte mit beiden Fäustern gegen den dürren Erdboden. Die Palme vernahm, wie sie davon redeten, daß sie sterben müßten.

Sie vernahm auch aus ihrem Gespräch, daß König Herodes alle Knaben von zwei bis drei Jahren töten ließ, weil er fürchtete, daß der große, erwartete König der Juden schon geboren sei.

Sie vernahm nun auch, daß die Wüste ihnen Furcht einflößte. Der Mann sagte, es wäre besser gewesen, dort zu bleiben und mit den Kriegsknechten zu kämpfen, als hierher zu fliehen. Er sagte, daß sie dann einen leichteren Tod gehabt hätten.

„Gott wird uns beistehen“, sagte die Frau. „Wir sind allein unter Raubtieren und Schlangen“, entgegnete der Mann. „Wir haben weder Speise noch Trank. Wie soll Gott uns helfen können?“

Voller Verzweiflung preßte er das Gesicht auf den Boden. Er war hoffnungslos wie ein Mensch mit der Todeswunde im Herzen.

Die Frau saß aufrecht, die Hände über dem Knie gefaltet. Aber die Blicke, die sie über die Wüste hinschweifen ließ, zeugten von grenzenlosem Jammer.

Die Palme hörte, wie das wehmütvolle Rauschen in ihren Blättern immer stärker wurde. Die Frau mußte es auch vernommen haben, denn sie richtete ihre Blicke zur Baumkrone empor. Und zugleich streckte sie unwillkürlich ihre Arme und Hände aus.

„O, Datteln, Datteln!“ rief sie.

Es lag dabei ein so sehnsüchtiges Verlangen in ihrer Stimme, daß die alte Palme gewünscht hätte, sie wäre nicht höher als ein Ginsterbusch und ihre Datteln so leicht erreichbar wie die Früchte am Dornenstrauch. Sie wußte zwar, daß ihre Krone voll von Dattelbüscheln hing, wie sollten aber die Menschen zu dieser schwindelnden Höhe hinaufgelangen?

Der Mann hatte schon bemerkt, wie unerreichbar hoch die Dattelbüschel hingen. Er hob nicht einmal den Kopf empor, aber er bat die Frau, nicht Unmögliches zu begehren.

Doch das Kind, das nun allein umhertrippelte und mit Reisig und Halmen spielte, hatte den Ausruf der Mutter vernommen.

Der Kleine konnte es sich wohl nicht vorstellen, daß seine Mutter nicht alles bekommen könnte, was sie sich wünschte. Sobald von den Datteln gesprochen wurde, begann er den Baum anzustarren. Er überlegte und sann nach, wie er wohl die Datteln herunterbekommen könnte. Endlich überflog ein Lächeln sein Gesichtchen. Auf die Palme zuschreitend, liebkoste er sie mit seiner kleinen Hand und sprach mit seiner kindlichen Stimme:

„Palme, beuge Dich! Palme, neige Dich!“

Aber was war das nur, was war das? Die Palmenblätter rauschten, als wäre ein Orkan über sie hingebraut, und Schauer um Schauer durchrieselte den hohen Palmenstamm. Die Palme erkannte, daß der Kleine übermächtig war. Sie vermochte nicht, ihm zu widerstehen.

Und mit ihrem hohen Stamme neigte sie sich vor dem Kinde, wie man sich vor Fürsten neigt. In einem gewaltigen Bog senkte sie sich zur Erde herab und lag endlich so tief, daß die große Krone mit den bebenden Blättern den Wüstensand streifte.

Das Kind schien weder erschrocken noch verwundet zu sein, es lief nur mit einem Freudenruf herbei und löste Frucht auf Frucht von der alten Palmenkrone.

Als das Kind genug hatte und den Baum noch immer am Boden liegen sah, kam es nochmals zurück, streichelte ihn und rief mit der lieblichsten Stimme: „Palme, erhebe Dich! Palme, erhebe Dich!“

Und der große Baum erhob sich still und voller Ehrfurcht auf seinen biegsamen Stamm, während die Blätter gleich Harfen erklangen.

„Nun weiß ich, für wen sie die Totenklage spielen“, sprach die alte Palme vor sich hin, als sie wieder aufrecht stand. „Es geschieht nicht für einen von diesen Menschen.“

Aber der Mann und das Weib lagen auf den Knien und lobten Gott:

„Du hast unsere Angst gesehen und sie von uns genommen. Du bist der Mächtige, der den Stamm der Palme beugt wie ein Weidenrohr. Vor welchen Feinden sollten wir bangen, wenn Deine Macht uns schützt?“

Als die nächste Karawane durch die Wüste zog, sahen die Reisenden, daß die Blätterkrone der großen Palme verdorrt war.

„Wie konnte das geschehen?“ fragte einer. „Diese Palme sollte ja nicht sterben, ehe sie einen König gesehen hätte, der mächtiger wäre als Salomo.“

„Sie hat ihn wohl gesehen“, antwortete ein anderer unter den Wüstenwanderern.

Weihnachtsbrief an eine Geliebte

Von G. FABRICIUS

Nun bröht wieder der Sturm um das Haus und pfeift durch die schwarzen Aeste der großen Kastanie draußen im Garten wie damals, als Du Dich klein und zart in der Tiefe des schweren Sessels vor dem lodernen Kaminfeuer zusammenkuscheltest und mit großem Vergnügen meine Äpfel vertilgtest. Eigentlich müßtest Du immer irgendetwas zu knappern haben. Äpfel vor allem, aber auch Marzipan oder Zimtsterne und natürlich Schokolademuscheln. Ach, für Schokolademuscheln verpflanze ich meine Seeligkeit, konntest Du sagen und man glaubte es Dir sogar. Ich wenigstens. Heuer gibt es keine Schokolademuscheln, und Marzipan schon gar nicht. Du verstümmst also nichts.

Aber sonst ist alles genau noch so wie in jenen Tagen, als Du hier ankamst und so selbstverständlich von allen Dingen des Hauses Besitz ergriffst. Dein Sessel steht noch am gleichen Platz vor dem Kamin, das Aquarell des Pont Neuf, das Du so geliebt hast, hängt unverseht über dem Schreibtisch. (Ich wollte es Dir mal schenken, aber dann bist Du so schnell abgereist) und auf dem Tischchen in der Ecke steht jetzt wieder ein kleines Christbäumchen mit genau sieben weißen Kerzen — weißt Du noch? Und draußen ist die gleiche böse Kälte. Der Schnee knirscht, wenn ich durch den Garten zum See hinuntergehe, der längs des Ufers einen breiten Eisranger angelegt hat. Und „Fridolin“ hält wieder einmal seinen Winterschlaf im Bootshaus.

Natürlich ist dies der dümmste Brief, den ich je geschrieben habe, weil ich doch gar nicht weiß, wo Du Dich herumtreibst (und mit wem). Eigentlich schade, daß man so gar nichts mehr weiß voneinander. Nicht immer. Aber manchmal. Jetzt zum Beispiel, wenn die alten Lieder der Weihnachtsinger von den nahen Dorfstraßen herüberklingen. Du warst dann ganz still und bekamst große Augen. An Weihnachten darf man ruhig ein bißchen sentimental werden und altmodisch sein, sagtest Du, um gleich hinterher zu fragen, ob wirklich kein Marzipan mehr im Hause sei.

Du wirst zu dick, drohte ich. Aber ich sagte das nur so, weil Du immer wieder darauf herinfließt und entsetzt vor den Spiegel ranntest,

und weil es so schön war zuzuschauen, wie Du Dich prüftest und schließlich mit Dir selbst sehr zufrieden warst. Voller Hochmut kamst Du dann zurück. Krieg' ich jetzt mein Marzipan, Du Schuft, sagtest Du und ich mußte tatsächlich die letzte Reserve aus der verschlossenen Schreibtischschublade holen.

Eigentlich ist es ganz gut, daß ich Dir diesen Brief nicht zusenden kann, denn er ist ganz gewiß falsch, wie so viel Briefe falsch sind, weil sich eine vorübergehende Augenblicks Stimmung zur Allgemeingültigkeit hinaufschwindelt. Wäre ich nämlich heute abend zum Glühwein in den „Römischen Kaiser“ hinübergegangen, würdest Du diesen Brief nie geschrieben haben. Nun, ich bin nicht gegangen, und warum soll ich nicht an Dich schreiben? Irgend eine Dummheit muß ein Mann ja anstellen um die Weihnachtszeit, wenn er allein ist. Du brauchst gar nicht so spöttisch zu lächeln (obwohl Du entzückend spöttisch lächeln konntest).

Jawohl, ich bin allein. Viel zu viel allein in dem alten Haus. Aber glaube ja nicht, daß Du Schuld daran hast. Oder, daß ich Sehnsucht nach Dir habe. Sechs Jahre sind eine lange Zeit, besonders wenn darüber mehr in Trümmern ging als nur eine Freundschaft. Aber es ist die erste Weihnacht wieder daheim seit damals, mußst Du wissen.

Weißt Du noch, wie wir am späten Nachmittag durch die bunten Budenstraßen des Weihnachtsmarktes geschlendert sind? Und Du immer Angst hastest, eine rote Nase zu bekommen, weil es so kalt war? Natürlich hastest Du eine, aber ich sagte es Dir nicht. Wir kauften riesige Lebkuchenherzen, Krachmandeln und lauter sinnloses Zeug, darunter auch eine Mundharmonika, weil Du sagtest, Du hättest Dir immer gewünscht, daß Dir einmal ein Mann zwischen zwei Küssen auf der Mundharmonika ein Liebeslied vorspielen würde. Ach Gott, wie lange können sechs Jahre sein.

Außerdem verzehrten wir unvorstellbare Mengen heißer Maroni. Und plötzlich meldest Du, eigentlich müßte man jetzt zusehens einen Stall voll Kinder haben und einen riesigen Christbaum vom Fußboden bis zur Decke. Ja, vor die vernünftigen Einfälle setztest Du immer das kleine Wörtchen „eigentlich“.

Weißt Du, daß Du sehr schön warst an jenem Weihnachtsabend? Natürlich, Du wußtest es immer. Du trugst ein Abendkleid von hellem Blau, das die berückenden Linien Deiner Schultern frei ließ und in fließenden Falten das Spiel Deines Körpers begleitete. Den Kopf hattest Du weit zurückgelehnt in die Polster des Sessels, die Augen geschlossen, und so konnte ich, während die sieben Kerzen leise knisternd niederbrannten, unverhohlen in Deinem Antlitz lesen. Ich kannte Dich ja damals noch nicht so lange, daß ich schon hätte sagen können: so bist Du, oder das bist Du.

In großen schweren Wellen fiel Dir das dunkle Haar in den Nacken und ließ eine schöne klare Stirne frei, hinter der man mehr Ernst vermutete, als Du dem Leben gegenüber aufbrachtest und weniger von jenem bezaubernden Leichtsinne, dem man zwar nie böse sein konnte, der aber doch in Dir selbst so viel Verwirrung anrichtete. Dunkel und samten lagen die beiden Wimpernbogen wie zwei hauchzarte Mondscheine über Deinen Wangen, aber dahinter wußte ich das blaue Feuer Deiner Augen. Augen, von denen man nur träumen kann, wenn sie einem nicht gehören. (Haben sie mir wirklich einmal gehört?) Deine Nase wiederum war klein, schmal und viel leicht keck. Jedenfalls eine Nase, die niemals störte beim Küssen. Und über dem etwas selbstbewußten Kinn blühte nun der Mund, der, glaube ich, am ehesten etwas von Deiner Zwiespältigkeit verriet. Jetzt war er schön und wahrhaftig, voll Sehnsucht, aber er konnte auch eigensinnig sein, ganz schmal und wie ohne Blut, und später mußte ich erfahren, daß er sogar die böse Verkniffenheit kannte. Nein, ich bin nie hinter das Geheimnis Deines Mundes gekommen, vielleicht hätte ich sonst auch Dein Wesen klarer erkannt.

Damals also war er noch voll Sehnsucht, und darum mußte ich ihn auch überfallen. Vielleicht hast Du sogar darauf gewartet. Man war nie sicher bei Dir, was Du erwarten mochtest. Bist Du jetzt noch so? Jedenfalls nicht, aber nach einer Weile nahmst Du den Kopf weg und sagtest, es schickst sich nicht, daß man sich unter dem Christbaum sooo küßt. Aber schickte es sich vielleicht, daß eine Dame (Puuh! machtest Du) ein so unverschämtes ausgeschnittenes Kleid trägt? Uebrigens waren die Christbaumkerzen schon beinahe herabzergebrannt.

Später tranken wir Cognac und schwarzen bitteren Kaffee. Beides gehörte immer zu unseren Festen, die wir feierten wie es uns gerade einfiel. Zuerst tranken wir einen Cognac, dann einen Schwarzen, dann wieder einen Cognac, dann wieder einen Schwarzen, und so ging das weiter. Und weil diese Art, Weihnachten zu feiern, sich eigentlich auch nicht schickte, hastest Du plötzlich auch nichts mehr gegen meine Küsse. Und dazwischen mußte ich Dir auf der Mundharmonika alle Lieder spielen, die ich kannte und die ich nicht kannte. Zuerst klang es ganz schauerlich, aber es ging immer besser, und schließlich saß ich vor dem Kaminfeuer zu Deinen Füßen und Deine Hand spielte in meinem Haar. Jedemal, wenn ich aufhören wollte, sagtest Du mit ganz dunkler Stimme: weiter. Aber einmal ging es doch nicht mehr, weil ich Dich etwas fragen mußte. Liebst Du mich eigentlich?, fragte ich. Dann spielte ich weiter. Und erst lange nachher sagtest Du ganz leise: ich weiß es nicht. Schließlich war es auch gar nicht so wichtig...

Heute hätte ich keinen Cognac für Dich. Auch keinen Kaffee. Nur einige lodernde Fichtenscheite im Kamin und eine Handvoll Äpfel, von jenen mit der braunen Lederhaut, die Du so gern mochtest. Ich könnte Dir weiche schicken, wenn ich nur wüßte wohin.

Ob es Dich wohl freuen würde? Vielleicht bist Du glücklich und hast jetzt Deinen riesengroßen Christbaum vom Fußboden bis zur Decke. Und denkst sicher nicht mehr an das alte Haus am See zurück und an den „Fridolin“, den Du immer meine Jacht nanntest, dabei ist er nur ein alter Fischkutter. Und natürlich ist es ganz gut so, nicht nur, weil es keinen Cognac mehr gibt.

Uebrigens, die Mundharmonika gibt es auch nicht mehr. Irgendwo in Rußland ist sie liegen geblieben. Aber das ist eine andere Geschichte, würde Kipling sagen.



FLUCHT NACH AGYPTEN

Holzschnitt: Albrecht Dürer